

### Inhalt

Einleitung: Sein, Phantasma, Medium

1. Fragen nach dem, was ist
2. Ontologie als Ontomediologie
3. Schein und Sein
4. Omne ens est medi-ens

### Einleitung: Sein, Phantasma, Medium

*Denn sobald Seiendes als solches in seinem Sein erscheint, ist beim Erscheinen des Seienden das Scheinen des Seins im Spiel.*

Martin Heidegger, *Der Satz vom Grund*

Wissen und Wissenschaft beruhen darauf, dass es etwas gibt, dass etwas geschieht und dass dabei keine Beliebigkeit, sondern eine gewisse Regelmäßigkeit vorliegt, die einen planenden Umgang ermöglicht. Die Frage, was die Grundlage unseres Wissens sein kann, wird in unterschiedlichsten Wissens- und Glaubenssystemen zu beantworten versucht. Nach Aristoteles hat die Metaphysik die Aufgabe, das Seiende als Seiendes zu untersuchen. Der Unterschied zu allen anderen Wissenschaften ist dabei, dass nicht ein besonderer Bereich des Seienden untersucht wird, sondern Existenz als solche, und zwar im Horizont ihres letzten Grundes. Die Metaphysik – und später die Ontologie – ist deshalb Grundwissenschaft und Gesamtwissenschaft, Wissenschaft vom Letzten und Ganzen, und damit die Basis aller sich auf spezielle Seinsbereiche konzentrierenden Wissenschaften.

Die Ontologie als Untersuchung dessen, was ist, ist nun selbst nicht so voraussetzungslos, wie gerne behauptet wird, sondern mit der Erkenntnistheorie in einem Knoten verbunden, der seit Parmenides mit dem Zusammengehören von Sein und Denken ausgedrückt wird: Dass die Wissenschaften ihren je besonderen Bereich untersuchen können, setzt voraus, dass etwas *ist*. Dieses „ist“ muss jedoch auch wahrgenommen oder gedacht werden können. Ontologie ist dadurch immer auf bestimmte Erkenntnisformen angewiesen. Damit ausgesagt werden kann, dass, was und wie etwas ist, muss wahrgenommen und gedacht werden können. Selbst wenn mancherorts behauptet wird, dass Existenz kein besonderes Prädikat des menschlichen Wesens ist (Meillassoux 2008), so ist also doch fraglich, ob von Ontologie sinnvoll ohne Bezug auf Bewusstsein, Erfahrung oder menschliche Wirklichkeit Bezug genommen werden kann. Das impliziert jedoch umgekehrt auch, dass man über ein unabhängig vom Menschen wesendes Sein-an-sich oder über ein Reales des Seins nichts aussagen kann. Der letzte Grund des Wissens kann weder in einem Sein-ohne-Denken noch in einem Denken-ohne-Sein

angegeben werden. Die zentrale These von *Passagen ins Sein* besagt deshalb, dass wir, sobald wir Aussagen in die eine oder andere Richtung tätigen oder uns über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit solcher Aussagen verständigen, *Phantasmen* in Anspruch nehmen. Ontologien können als je besondere Organisationsformen oder *Ontologisationen* eines phantasmatischen Verhältnisses zwischen Sein und Seiendem aufgefasst werden. Von einer *ontologischen Differenz* zu sprechen setzt zum Beispiel bereits voraus, dass es etwas, nämlich das Seiende, gibt, das mit seinem letzten „Grund“, dem Sein, irgendwie verbunden und doch auch durch einen Abstand getrennt sein muss. Sämtliche Ontologien entfalten folglich eine ihnen eigene Ausformung dieser Art phantasmatischer (*Nicht-*)*Relation*. Selbst dort, wo von einer „phantastischen Seinskonzeption“ (Tugendhat 1970, 149) oder von der Rolle der „Vorstellungskraft“ in der Ontologie (Trettin 2000, 149) die Rede ist, bleibt dieser phantasmatische Grundzug des Ersten des Wissens und der sprachlichen Artikulation jedoch für gewöhnlich undurchsichtig. Es wird folglich wesentlich darauf ankommen, sich über diese phantasmatische Grundlage unserer symbolischen Wirklichkeiten Aufklärung zu verschaffen. Als Methode der Wahl wird dabei ein radikaler, an jegliche (also auch an die eigenen) Wurzeln gehender Skeptizismus zur Anwendung kommen (Burda 2010).

Die Reflexion auf die Fundamente, Prinzipien und das Ganze der Wirklichkeit geht für gewöhnlich von einer Vorrangigkeit des Seins aus, das als Inbegriff einer Wirklichkeit fungiert, die im Schein ihren erklärten Gegner sucht. Die Denkgeschichte seit Heraklit und Parmenides versucht folglich, sich eines Seins zu vergewissern, das sich vom Nichtseienden abhebt. Um jedoch zeigen zu können, was es mit dem Sein auf sich hat und dass es mit dem Nichtseienden nichts ist, war man stets darauf angewiesen, das Nichtseiende doch irgendwie zu denken. Die abendländische Ontologie thematisiert das Sein deshalb aus der Negation einer Negation und, in Abhebung vom Seienden, auch aus einer Negation dessen, was ist: Dass das Sein als lichtendes Zentrum der Ontologie gelten kann, ist nur durch das Nicht-das-Sein-Sein des Seienden ermöglicht. Sogar dann, wenn behauptet wird, dass es weder Nichtseiendes noch Seiendes gibt (Gorgias), bleibt diese Figur der Negation bestimmend: Wenn es Nichtseiendes gibt, dann muss ihm zugleich Sein wie Nichtsein zukommen. Wird es als nicht-seiend gedacht, so *ist* es nicht-seiend, was aber widersinnig ist. Wenn es nun überhaupt nichts, also auch nicht das Seiende, gibt, dann bedarf es wieder des Nichtseienden, das es dann offenbar doch irgendwie gibt. Die Philosophie hat sich gegen solche sophistischen und skeptizistischen Spitzfindigkeiten freilich stets zu immunisieren versucht. Wer vorstellt, was nicht ist, so Platon im *Sophistes*, der stellt nichts und damit nicht vor. Von dem in keiner Weise Seienden lässt sich deshalb nichts widerspruchsfrei denken und schon gar nicht darf es mit dem Sein verknüpft werden.

Doch reicht es aus, die Möglichkeit der Täuschung und des doch auch irgendwie sein müssenden Scheins *modo negativo* als defizienten Seinsmodus zu bestimmen? Der hier vertretene methodische Skeptizismus geht davon aus, dass wir uns nicht nur in einem epistemologisch relevanten Sinn täuschen können, sondern auch in einem ontologischen. Es kann folglich zwischen einer epistemologisch und einer ontologisch relevanten Täuschung unterschieden werden. Bei Letzterer geht es nicht darum, ob etwas das ist, als was es erscheint, sondern ob es überhaupt ist. Indizien für diese Ansicht finden sich etwa darin, dass wir etwas für seiend halten oder als seiend konzipieren können, das es real vielleicht gar nicht gibt, und dass wir umgekehrt x das Sein absprechen können, obwohl dies vielleicht gar nicht richtig ist. Was hier ins Spiel kommt, sind *imaginale* und *imaginäre* Phantasmen, eine Perspektive, die sich anhand einer von Plinius überlieferten Geschichte illustrieren lässt: Die beiden Maler Zeuxis und Parrhasios streiten, wer der bessere Maler sei. Zeuxis malt Trauben so real, dass die Vögel kommen, um sich an ihnen gütlich zu tun, während Parrhasios einen Vorhang produziert, der Zeuxis zur wütenden Aussage veranlasst, man möge doch den Vorhang lüften, damit man endlich sehen könne, was eigentlich gemalt worden sei. Diese Geschichte führt uns zwei Möglichkeiten der Täuschung vor Augen: Wir können wie die

Vögel dem *imaginalen* Phantasma auf den Leim gehen und die gemalten Weintrauben für reale Objekte halten. Wir können jedoch auch wie Parrhasios das *imaginäre* Phantasma aufbauen, dass die mediale Oberfläche (Vorhang) die Täuschung ist, dass es entweder nichts hinter und außer dem Vorhang gibt oder dass wir zur Wirklichkeit hinter dem Vorhang nicht vordringen können beziehungsweise dass wir uns anstrengen müssen, dieses „Dahinter“ zu erreichen. Bei Plinius ist es klar, wer den Wettstreit gewonnen hat. In unserem Fall ist die Antwort ausständig und eigentlich nicht zu geben. Die Möglichkeit der Täuschung impliziert nämlich, dass *beide* Arten von Phantasmen als Ontologisatoren am Koordinatennetz unserer Wirklichkeiten Anteil haben. Phantasmen setzen sich nämlich weder allein als Relation (imaginal) noch als deren Verneinung (imaginär), sondern eigentlich als *(Nicht-)Relation* zu beiden Varianten in Szene. Zu jeder Option kann deshalb grundsätzlich sowohl eine Beziehung als auch eine Nicht-Beziehung geltend gemacht werden. Jede Negation wird immer vor dem Hintergrund einer imaginalen, und jede Positivität vor dem Hintergrund einer imaginären Kontrastfolie geltend gemacht. Diese – eine Verbindung-in-der-Trennung und eine Trennung-in-der-Verbindung ermöglichende – (Nicht-)Relation kann als Grundlage aller impliziten und expliziten Ontologien angenommen werden. Damit haben wir eine Differenz sowohl zur imaginalen großen Kette des Seins einer verzauberten, in Kommunikation verbundenen Welt als auch zur imaginären Negativität, Beziehungslosigkeit und Leerheit einer entzauberten Welt anzunehmen.

Wenn Seinsverhältnisse grundsätzlich unter dem Gesichtspunkt einer phantasmatischen (Nicht-)Relation projiziert werden, dann stellt sich die Frage, ob wir angesichts dessen überhaupt je über ein Kriterium der Unterscheidung zwischen Sein und Schein verfügen können oder nicht. Entpuppt sich das Sein denn nicht immer irgendwie als *S(ch)ein*? Bedeutet dies dann, dass alle unsere Bemühungen um Erkenntnis und Wissen in einer letalen Paralyse und Relativität enden müssen? Nicht unbedingt, denn: Wenn Sein, Seiendes, Schein und Nicht-Seiendes sowie auch alle prä- oder transontologischen Topologien durch phantasmatische Ontologisatoren bestimmt werden und es offenbar sinnlos ist, um ein in letzter Instanz gültiges Kriterium der Unterscheidung zu ringen, dann bleibt immer noch die Möglichkeit, das Phantasma selbst zu untersuchen. Dabei muss klar sein, dass diese Reflexion auf ontologisch relevante Phantasmen deren Phantasmazität, also das Phantasma vom Phantasma, nicht ausblenden darf: Die Phantasmen und ihr „Sein“ sind damit von den hier gesetzten Vorannahmen selbst nicht ausgenommen, sondern phantasmatisch bestimmt. Auch in diesem Fall kommen wir also nicht umhin, von einem passagere Bewegungen ermöglichenden Schnittraum der (Nicht-)Relation auszugehen. Das Phantasma und sein *S(ch)ein* liefern uns damit das Paradigma des Umgangs mit unseren Wirklichkeiten und Ontotopen jeglicher Art.

Wenn Sein immer als *S(ch)ein* aufzufassen ist: Was sagt dies dann über das Seiende aus? Anders gefragt: Lässt sich eine ausgezeichnete ontologische Kategorie bestimmen, die diesem besonderen Charakter der (Nicht-)Relation entspricht? Bei der Beantwortung dieser Frage soll es klarerweise nicht um die Ersetzung unserer Alltagsrede über die Dinge gehen, sondern um eine ontologische Interpretation, bei der uns eine gewisse „unnaturalness“ (Quine 1994, 93) nicht abschrecken darf. Herkömmliche Antworten auf die Frage nach der primären ontologischen Kategorie stützen sich für gewöhnlich einseitig auf unreflektierte imaginale Phantasmen, da Existenz im starken Sinn, Einheit und Unteilbarkeit postuliert werden. Wir müssen dagegen eine Kategorie finden, die von einer Gleichwertigkeit imaginaler und imaginärer Phantasmen ausgeht, und uns auf die Suche nach einer ephemeren Entität machen, die sich durch ein „Zwischen“ auszeichnet, das zum Beispiel weder in einer Ontologie kleinster Substanzen noch in einer solchen der indifferenten Mannigfaltigkeit adäquat zur Sprache kommen kann. Die in diesem Essay angebotene Lösung besteht nun darin, die gesuchte Kategorie als *Medium* zu bestimmen. Das Medium im *ontologischen* Sinn soll als vermittelter Mittler von Sein und Schein sowie von Sein und Seiendem verstanden werden. Es

bezeichnet eine (Nicht-)Relation, ein Zwischen, das mediatisiert und mediatisierend zugleich ist. Dieser ontologische Begriff des Mediums ist nicht mit dem physikalisch-ontischen Medienbegriff (das Medium überträgt und speichert Botschaften und Informationen oder ist Mittel zum Zweck) zu verwechseln. Warum es ausgerechnet der Begriff des Mediums ist, der als ontologischer Begriff diskutiert werden soll, lässt sich in einem ersten Schritt mit einem Verweis auf die ontische Ebene und die Erkenntnistheorie argumentieren. In einem weiteren Schritt wird es darauf ankommen, das Medium in seinem ontologischen Sinn zu erfassen. Das Medium soll ein Mittler sein, ein Zwischen-Seiendes, das vielfältigste Seinsprozesse vermittelt und dabei einerseits eine Verbindung und andererseits eine Differenz herstellt. In der traditionellen Erkenntnistheorie ist es vor allem die Kluft zwischen Wahrnehmung und Denken, die medial vermittelt werden muss. Kant etwa unterscheidet in seiner ersten *Kritik* zwischen der synthetischen Aktivität des Verstandes und der Synthese der Mannigfaltigkeit sinnlicher Anschauungen und nennt diese zweite Synthesis *transzendente Synthesis* der Einbildungskraft: Die Mannigfaltigkeit der reinen Anschauung wird im Erkenntnisprozess durch das Medium der Einbildungskraft synthetisiert und muss dann vom Verstand auf Begriffe gebracht werden. Kant denkt die Einbildungskraft damit als vermittelnde Kraft zwischen sinnlicher Mannigfaltigkeit der Anschauung und der synthetischen Aktivität des Verstandes.

Bereits die herkömmliche Medientheorie stellt fest, dass ein Medium nicht nur Botschaften, Informationen, Bilder und dergleichen überträgt, sondern dass es auf den medialen Prozess verändernd und generierend einwirkt. Wenn „etwas“ vermittelt wird, so die Folge, dann können wir nie wissen, was die ursprüngliche „Botschaft“ war und was nicht. Das Medium hat damit etwas mediatisiert, von dem wir nie mit Sicherheit angeben können, was und auch ob es tatsächlich dem entspricht, was wir unmittelbar wahrnehmen, denken oder in unseren Modellen darstellen und simulieren. Mehr noch: Dies können wir letztlich auch nicht vom Medium selbst sagen, das es selbst nur in der Vermittlung von etwas anderem und durch die Vermittlung dieses anderen gibt. Medien existieren deshalb nicht einfach im Sinne eines mit dem Begriff *existere* gemeinten Herausragens, Hervorstehens oder beharrenden Widerstehens im gestaltlosen Fluss des Werdens, sie *in-existieren* vielmehr in Abhängigkeit von anderen Medien, deren In-Existenz sie als Medium ebenso mediatisieren, wie sie selbst mediatisiert werden. Rekuriert man auf den Wesensbegriff, so ließe sich behaupten, dass das Wesen, also das „Eigene“ des Mediums, die Mediation dessen ist, durch das es selbst mediatisiert wird. Als mediatisiertes und mediatisierendes, (sich in) die ontomediale Matrix und absolute Fragilität des Seins verknotendes Ereignis findet damit kein Medium seine Erfüllung in sich selbst. Es ist nie mit-sich-selbst identisch wie die klassische Substanz, der einfach Sein zukommt, sondern dauernder Abstand: eine de-konstituierte und de-konstituierende Selbst-Differenz, die andere Selbst-Differenzen stiftet.

Wir haben damit erstens der Frage nachzugehen, wie Medien, die ja selbst irgendwie „sein“ müssen, Sein vermitteln, und zweitens derjenigen nach den Folgen für unsere Ordnungen und Institutionen. Wenn in der Ontologie der Horizont des Seins offen gedacht werden kann, dann hat das Auswirkungen auf die Horizonte der Wissenschaft, der Ethik, der Politik und der Religion (Burda 2008a; 2008b; 2009; 2010). Die hier vorgestellte Ontomediologie versucht sich diesen Fragen dadurch anzunähern, dass eine *Passage*, ein Durchgang durch drei Begründungsspektren, vollzogen wird. Teil 1, *Fragen nach dem, was ist*, thematisiert den seit dem Ende des 20. Jahrhunderts feststellbaren *ontological turn*, der vor allem die Analytische Philosophie in ihrer Suche nach neuen Ontologien ergriffen hat, wo Tropen, Sachverhalte und Prozesse als primäre ontologische Kategorien erprobt werden. Charakteristisch ist dabei eine Abkehr vom aristotelischen Substanzparadigma, auf dessen widersprüchliche Präsuppositionen näher eingegangen wird. Der Begriff der *Univocität* des Seins bei Deleuze führt abschließend vor, was bei sämtlichen neuen Ontologien vermisst wird: das Ausloten des phantasmatischen Hintergrunds der Ontologie im Allgemeinen wie im Besonderen.

Teil 2 thematisiert *Ontologie als Ontomediologie*. Dabei wird die ontologische Frage nach dem, was ist, mit der Frage, wie Medien Sein vermitteln, in Verbindung gebracht. Ontologien werden als besondere Organisationsformen phantasmatischer Seinsverhältnisse diskutiert. Als Beispiele werden unterschiedliche Realitätsauffassungen in der Quantenphysik, die Medienontologie und die Kritik Derridas an der Idee der Phänomenologie angeführt. Die These von der Mittelbarkeit des Seins wird schließlich noch anhand der Diskussion um das Verhältnis von Sein und Seiendem in der Scholastik argumentiert.

Teil 3 geht der Doppeldeutigkeit von *Schein und Sein* nach. Dass der Schein doch auch irgendwie sein und das Sein durchdringen muss, hat die europäische Denkgeschichte maßgeblich beschäftigt: Sein kann in gewisser Weise Schein und Schein Sein zugesprochen werden. Ein kurzer Blick in die neuzeitliche Geschichte der Einbildungskraft bestätigt die sich dadurch aufdrängende Brüchigkeit der Ontologie, die sich besonders bei Kant, Hegel und Nietzsche manifestiert und sich bis in die Realitätsauffassungen der Gegenwart fortsetzt. Genau diese Brüchigkeit und Unmöglichkeit ist jedoch Bedingung der Möglichkeit, dass es so etwas wie Ontologien überhaupt geben kann.

Teil 4, *Omne ens est medi-ens*, legt schließlich dar, warum Medien als primäre ontologische Kategorien gelten möchten. Den Ausgang bilden dabei die ontologische Fragestellung auf einer A genannten Ebene und eine deskriptive Einführung und Erkundung des Medialen, die zunächst von der Faktizität medialen Seins ausgeht. *Ens* soll *medi-ens* bedeuten. Mittels eines weiteren Gangs durch einen ontologischen Skeptizismus, der die Frage nach der Rechtmäßigkeit der Imaginalität dieses Seins – und damit jener des Zustandekommens der Ontologie – stellt (Ebene B), sowie durch einen weiter radikalisierten metaontologischen Skeptizismus, der die Frage nach dem legitimen Zustandekommen der metaontologischen Position aufwirft, soll ein Übergang von einer rein deskriptiven Ontologie zu einer revisionären (Ebene C) eingeleitet werden. Es wird sich dabei herausstellen, dass Seiendes nicht nur kontingent (A), sondern auch fragil (B) und sogar absolut fragil (C) sein muss.

Ontologie als Ontomediologie zu re-visionieren kann als Anspruch angesehen werden, die Exklusivität der den Wissenschaften und Institutionen impliziten Ontologien aufzudecken und eine mediale Solidarität (*Mediarität*) und nicht-exklusive Ethiken dort anzuregen, wo sie am dringendsten benötigt werden. Von diesem Anspruch ist auch die Ontologie selbst nicht ausgenommen: Versteht man unter Ontologie die Untersuchung dessen, was ist, dann handelt Ontomediologie von einer *absoluten Fragilität* und einem Ontologischen, das nicht auf die Funktion eines Mediators reduziert werden darf: Es ist im Gegenteil gerade in seiner Medialität und (*Nicht-*)*Kontingenz*, in der Freiheit und Notwendigkeit konvergieren, zu bedenken.